

Psychologie – zwischen sex und gender oder geschlechtslos?¹

Dieser Beitrag befaßt sich mit der Frage, wie die menschliche Zweigeschlechtlichkeit in der Psychologie bisher wahrgenommen wurde, welchen Beitrag die Psychologie selbst zur Konstituierung dieser Zweigeschlechtlichkeit als Erfahrungstatsache in unserer Kultur geleistet hat und unter welchen Fragestellungen und Perspektiven die Frauen- und Geschlechterforschung in der Psychologie gegenwärtig notwendig und sinnvoll ist – auch im Sinne der Erweiterung und Innovation der Sichtweisen auf die Geschlechter.

Implizit ist damit bereits gesagt, daß Annahmen und Theorien über Geschlechterdifferenzen in der psychologischen Wissenschaft keineswegs neu sind. Sie haben vielmehr eine Tradition, die bis in die Anfänge des Faches und seine Vorgeschichte zurückreichen; in die Philosophie, die physische Anthropologie und natürlich in die Psychiatrie. Sie dienen jedoch in der Mehrzahl der Ein- und Festschreibung von dichotomisierenden Geschlechtervorstellungen.

Von Interesse sind bei einer historischen Betrachtung dieser Entwicklung von Kategorien der Geschlechterdifferenzen aus der Sicht der heutigen Geschlechterforschung nicht so sehr die Inhalte, sondern die Motive, die Konstruktionsprinzipien und die Folgen der vorgenommenen Unterscheidungen. Dabei läßt sich vorwegnehmend schon die Hypothese formulieren, daß Zusammenhänge bestehen zwischen den Motiven der Unterscheidung und den Begründungsformen: die Einschreibung von Geschlechtsmerkmalen in die Biologie geht regelmäßig einher mit dem Anliegen, die behaupteten Differenzen als unveränderliche zu naturalisieren; die Betonung der sozialisierenden Umwelteinflüsse ist verbunden mit dem Wunsch, geschlechtsspezifische Merkmale und Eigenschaften als erworbene und folglich veränderbare zu kennzeichnen. Die Vertreter der ersten Auffassung begründen die Unterschiede aus der Anatomie und der Bio-